

KATHLEEN TESSARO

Élégance

Buch

»Elégance. Von Geneviève Antoine Dariaux«. Vorsichtig zieht Louise Canova den verstaubten Band aus dem Regal. Auf einem Streifzug durch Londons Antiquariate ist sie auf dieses Buch gestoßen. Es scheint eine Art Nachschlagewerk zu sein, das von A bis Z geordnet Ratschläge zu jeglicher Art von Stilproblem enthält. Louise ist fasziniert. Und schon nach den ersten Seiten wird ihr klar: Elegant – ist sie nicht. In einer Radikalkur entrümpelt sie ihren Kleiderschrank und bringt alles auf den Müll. Dann nimmt sie einen Zettel, schreibt mit rotem Leuchtstift darauf: »Lass dich nicht von etwas verführen, das nicht erstklassig ist«, und klebt ihn in die Innenseite ihrer Schranktür. Die Lektüre zeigt Wirkung. Nach und nach lässt Louise das hässliche Entlein hinter sich und verwandelt sich in einen stolzen Schwan. Doch Schönheit allein ist noch kein Garant für Glück. So spricht Madame Dariaux, und sie hat weit mehr zu bieten als ein paar Schönheitstipps. Wahre Eleganz erfordert nämlich auch Disziplin, ehrliche Selbstbetrachtung und die Entwicklung des Charakters. Und sie kann nur um den Preis zahlreicher Irrtümer erlangt werden. Also macht sich Louise daran, die Folgen vergangener Irrtümer aus ihrem Leben zu entfernen ...

Autorin

Kathleen Tessaro ist in Pittsburgh, Pennsylvania, geboren, machte eine Ausbildung zur Tänzerin und Schauspielerin und ging später nach London. Sie schrieb etliche Erzählungen, bis sie in einem Antiquariat auf eine Ausgabe von »Elégance« stieß, jenen Stilratgeber, den Geneviève Antoine Dariaux, die ehemalige Directrice von Nina Ricci in Paris, in den sechziger Jahren verfasste. Von diesem Buch inspiriert entstand Kathleen Tessaros enthusiastisch gefeierter Debütroman »Elégance«. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihrem Kind in London.

*Von Kathleen Tessaro außerdem lieferbar:
Für immer dein. Roman (46196)*

Kathleen Tessaro

Elégance

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Karin Diemerling

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
»Elégance«
bei HarperCollins, London

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe Februar 2007
Copyright © 2003 by Kathleen Tessaro
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagillustration: Natascha Römer/Agentur Die Kleinert
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-46369-5

www.goldmann-verlag.de

*Für meinen geliebten Mann Jimmie
und meine Freundin und Mentorin, Jill.*

Danksagung

Vor einigen Jahren wollte es der glückliche Zufall, dass ich in einem Antiquariat auf ein außergewöhnliches Buch mit dem Titel »Elégance« von Geneviève Antoine Dariaux stieß. Jahre später, als ich beschloss, selbst ein Buch zu schreiben, wurde es zur wichtigsten Inspirationsquelle für diesen Roman.

Mit der freundlichen Erlaubnis der Autorin konnte ich eine Auswahl der Originalkapitel verwenden und habe sie an meine Geschichte angepasst. Der Stil jedoch und vor allem die ausgezeichneten Ratschläge gehen ganz auf Madame Antoine Dariaux zurück.

Ich möchte ihr meinen tiefen Dank für ihren Beitrag zu diesem Buch aussprechen und auch dafür, dass sie während der letzten zweieinhalb Jahre meine Muse und die Autorität für alle Fragen der Eleganz gewesen ist. Persönlich ist sie, das möchte ich an dieser Stelle betonen, noch liebenswürdiger und bezaubernder, als ihre klugen Worte und weisen Ratschläge erkennen lassen.

An einem eiskalten Februarabend stehen mein Mann und ich vor der National Portrait Gallery am Trafalgar Square.

»Da sind wir«, sagt er. Aber keiner von uns bewegt sich vorwärts.

»Hör mal«, versucht er zu verhandeln, »wenn es ganz furchtbar ist, gehen wir einfach wieder. Wir bleiben auf einen Drink und verschwinden dann. Wir können ja ein Codewort vereinbaren – Kartoffel zum Beispiel. Wenn du gehen möchtest, baust du das Wort Kartoffel in einen Satz ein, dann weiß ich Bescheid. Okay?«

»Ich könnte dir auch einfach sagen, dass ich gehen möchte«, erwidere ich.

Er runzelt die Stirn. »Louise, ich weiß, dass du keine Lust dazu hast, aber du könntest wenigstens ein bisschen Entgegenkommen zeigen? Sie ist meine Mutter, Herrgott noch mal, und ich habe versprochen, dass wir kommen. Es passiert schließlich nicht jeden Tag, dass man Teil einer großen Fotoausstellung ist. Außerdem hat sie dich wirklich gern. Sie sagt ständig, dass wir drei uns mal wieder treffen sollten.«

Wir drei.

Ich seufze und starre auf meine Füße. Am liebsten würde ich es sofort sagen: Kartoffel. Kartoffel, Kartoffel, Kartoffel.

Ich weiß, es ist ein elendes Klischee, seine Schwiegermutter zu hassen, und ich verabscheue Klischees. Aber wenn die Schwiegermutter ein ehemaliges Mannequin aus den fünfziger Jahren ist

und ein Talent dafür hat, einen bei jeder Begegnung wie einen kompletten Trottel dastehen zu lassen, kommt einem nur ein Wort in den Sinn. Und das Wort heißt Kartoffel.

Er legt den Arm um mich. »Das ist doch wirklich keine große Sache, Schäfchen.«

Ich wünschte, er würde mich nicht Schäfchen nennen.

Doch in jeder Ehe gibt es Dinge, die man sich eben gefallen lässt, wenn schon nicht aus Liebe, dann zumindest, um seine Ruhe zu haben. Außerdem haben wir Geld für ein Taxi ausgegeben, er hat sich rasiert, und ich trage das lange, graue Kleid, das ich normalerweise in einer Plastikhülle von der Reinigung aufbewahre. Es ist zu spät, um umzukehren.

Ich hebe den Kopf und zwingt mich zu einem Lächeln. »Also gut, gehen wir.« Wir passieren die beiden riesenhaften Sicherheitsbeamten und treten ein.

Ich lege meinen braunen Wollmantel ab und reiche ihn der Garderobenfrau, wobei ich diskret mit einer Hand über meinen Bauch streiche und eine deutliche Wölbung fühle. Zu viel Pasta heute Abend. Ein Trostessen. Essen, um mich zu trösten. Warum ausgerechnet heute Abend? Ich versuche, den Bauch einzuziehen, aber das ist zu anstrengend, also lasse ich es wieder sein.

Ich strecke meine Hand aus, und er nimmt sie, worauf wir zusammen die kühle, weiße Welt der Galerie des zwanzigsten Jahrhunderts betreten. Stimmengewirr schlägt uns entgegen, als wir über den hellen Marmorboden schreiten. Junge Männer und Frauen in gestärkten weißen Hemden tänzeln vorbei, Tablett mit Champagner balancierend, und in einem Alkoven zupft ein Jazztrio den raffinierten Rhythmus von »Mackie Messer«.

Atmen, sage ich mir, immer schön durchatmen.

Und dann sehe ich sie, die Fotografien. Lange Reihen faszinierend schöner Schwarzweißporträts und Modeaufnahmen, eine Sammlung der Arbeiten des berühmten Fotografen Horst P. Horst aus den dreißiger bis zu den späten sechziger Jahren, sind

an den klinisch weißen Wänden aufgehängt, glatt und silbrig schimmernd auf ihrem Hochglanzpapier. Makellose, unnahbare Gesichter blicken mich an, und ich sehne mich danach zu verweilen, mich in der Welt dieser Bilder zu verlieren.

Aber mein Mann fasst mich an der Schulter, schiebt mich weiter und winkt seiner Mutter zu, Mona, die in einer Gruppe modisch gekleideter älterer Damen an der Bar steht.

»Hallo!«, ruft er, plötzlich ganz angeregt und blendend gelaunt. Der müde, schweigsame Mann aus dem Taxi hat sich in einen charmanten Salonlöwen verwandelt.

Mona erspäht uns und winkt uns mit einer verhaltenen, geradezu königlichen Geste herbei. Wir zwängen uns seitlich durch die Menge und weichen dabei vollen Gläsern und brennenden Zigaretten aus. Als wir in ihre Reichweite kommen, setze ich eine Miene auf, die hoffentlich als Lächeln durchgeht.

Sie sieht immer noch phantastisch, geradezu übermenschlich gut aus. Ihre vollen, silbergrauen Haare sind zu einem kunstvollen Knoten hochgesteckt, der ihre hohen Wangenknochen betont und ihren Augen etwas Katzenhaftes verleiht. Sie hält sich absolut gerade, als hätte sie ihre gesamte Kindheit an ein Brett genagelt verbracht, und ihr schwarzer Hosenanzug verrät die lässige Eleganz der Schneiderkunst von Donna Karan. Die Frauen um sie herum sind alle aus demselben edlen Holz geschnitzt, und ich hege den Verdacht, dass wir es hier mit einer Zusammenkunft in die Jahre gekommener Models zu tun haben.

»Hallo, Liebling!« Mona hängt sich bei ihrem Sohn ein und küsst ihn auf beide Wangen. »Ich freue mich ja so, dass du kommen konntest.«

»Wir hätten das auf keinen Fall verpassen wollen, stimmt's, Louise?«

»Auf keinen Fall!« Es kommt einen Tick zu eifrig heraus, um ehrlich zu klingen.

Sie begrüßt mich mit einem knappen Nicken und wendet sich

dann wieder ihrem Sohn zu. »Was macht das Stück, Liebling? Du musst völlig erschöpft sein! Ich habe mich neulich mit Gerald und Rita getroffen, und sie sagten, du wärst der beste Constantine, den sie je gesehen hätten. Habe ich euch das schon erzählt?«, fragt sie in die Runde ihrer Freundinnen. »Mein Sohn spielt in *Die Möwe* im National Theatre mit! Falls ihr Karten wollt, braucht ihr es mir nur zu sagen.«

Er hebt abwehrend die Hände. »Es ist total ausverkauft. Ich kann leider gar nichts tun.«

Schon schiebt sich schmolldend die Unterlippe vor. »Noch nicht einmal für mich?«

»Na ja«, gibt er nach, »ich kann es versuchen.«

Sie zündet sich eine Zigarette an. »Braver Junge. Oh, ich habe euch noch gar nicht vorgestellt. Das ist Carmen, sie ist die mit den Elefanten an der Wand dort hinten, und das ist Dorian, deren Rücken ihr von dem berühmten Korsett-Foto kennt, und Penny hier war *das* Gesicht von 1959, nicht wahr, meine Liebe?«

Wir lachen alle, und Penny seufzt wehmütig und zieht eine Schachtel Dunhill aus ihrer Handtasche. »Das waren noch Zeiten. Gibst du mir Feuer, Mona?«

Mona reicht ihr ein goldenes, graviertes Feuerzeug, während mein Mann sich laut räuspert. »Mum, du hast doch versprochen aufzuhören.«

»Ach, Schätzchen, das ist doch die einzige Möglichkeit, schlank zu bleiben, stimmt's, Mädels?« Hinter einer dicken Qualmwolke nicken einhellig ihre Köpfe.

Dann passiert es – ich bin entdeckt.

»Und das muss Ihre Frau sein!«, flötet Penny, ihre Aufmerksamkeit auf mich richtend. Sie breitet die Arme aus und schüttelt ungläubig den Kopf, sodass es für einen schrecklichen Moment so aussieht, als solle ich mich ihr an den Hals werfen. Ich schwanke unbeholfen und will gerade einen Schritt auf sie zu machen, als sie plötzlich verzückt wieder in sich zusammensinkt.

»Sie sind ja bezauuubernd!«, säuselt sie und sieht die anderen Bestätigung heischend an. »Ist sie nicht einfach bezauuubernd?«

Ich stehe da und grinse idiotisch, während sie mich anstarren.

Mein Mann kommt mir zur Hilfe. »Kann ich den Damen noch etwas zu trinken holen?« Er versucht, den Barkeeper auf sich aufmerksam zu machen.

»Ach, du bist ein Schatz!« Mona streicht ihm mit einer Hand glättend übers Haar. »Champagner für alle!«

»Und du?«, fragt er mich.

»Oh ja, Champagner, warum nicht.«

Mona nimmt Besitz ergreifend meinen Arm und drückt ihn auf diese entwaffnende Weise – wie einst die beste Freundin, als man zehn war und das Herz dabei einen Sprung tat. Mein Herz tut auch jetzt einen Sprung bei dieser unerwarteten Zuneigungsbezeugung, und ich könnte mich dafür ohrfeigen. Schließlich kenne ich dieses Spiel und weiß, wie gefährlich es ist, sich von ihr umgarnen zu lassen, und sei es auch nur für eine Sekunde.

»So, Louise«, sagt sie mit ihrer erstaunlich kräftigen und tiefen Stimme, »nun erzähl mir mal, wie es dir geht. Ich will *alles* wissen.«

»Also ...« Meine Gedanken rasen, und verzweifelt durchkämme ich mein Leben nach etwas Berichtenswertem. Die anderen Frauen sehen mich erwartungsvoll an. »Alles läuft gut, Mona ... wirklich gut.«

»Und deine Eltern? Wie ist das Wetter in Pittsburgh? Louise stammt aus Pittsburgh«, verkündet sie etwas gedämpfter.

»Es geht ihnen gut, danke.«

Sie nickt. Ich fühle mich wie die Teilnehmerin an einer Nachmittagsquizshow, und wie jede gute Quizshowmoderatorin gibt mir Mona ein Stichwort, wenn ich nicht mehr weiterweiß.

»Arbeitest du eigentlich im Moment?«

Sie spricht mit dieser bestimmten Betonung vom Arbeiten, so wie alle Leute im Showbusiness, denn wenn man es mit dem

Schauspielgeschäft zu tun hat, ist es schließlich ein himmelweiter Unterschied zwischen »arbeiten« und nur irgendeinem vorübergehenden Job nachgehen.

Ich weiß das sehr gut, aber ich weigere mich mitzuspielen.

»Ja, ich bin immer noch bei der Phoenix Theatre Company.«

»Ist es eine Bühnenrolle? Unsere Louise hält sich nämlich auch für eine kleine Schauspielerin«, fügt sie erklärend hinzu.

»Ich war ja auch Schauspielerin«, wehre ich mich. Jedes Mal gelingt es ihr, mich auflaufen zu lassen. Ich kann noch so sehr aufpassen, sie legt mich jedes Mal herein. »Ich meine, auch wenn ich schon einige Zeit nicht mehr auf der Bühne gestanden habe. Nein, es ist keine Bühnenrolle, ich arbeite im Foyer, an der Kasse.«

»Verstehe«, lächelt sie, als würde sie noch eine andere Bedeutung heraushören, die mir nicht bewusst ist. Dann stellt Dorian die gefürchtetste Frage von allen.

»Haben wir Sie denn schon in einer Rolle gesehen?«

»Na ja, ich habe natürlich den einen oder anderen Werbespot gemacht.« Ich versuche, gleichgültig zu klingen, und zucke mit den Achseln, wie um zu sagen: Wer hat das nicht?

»Tatsächlich?« Sie zieht eine Augenbraue hoch, spielt die Beeindruckte.

»Was denn für Werbespots?«

Mist.

»Also...« Ich denke fieberhaft nach. »Da war diese Lotteriekampagne von Reader's Digest. In der könnten Sie mich gesehen haben.«

Sie sieht mich verständnislos an.

»Sie wissen schon, wo sie alle in einem Heißluftballon über England fliegen, Sekt trinken und nach den Gewinnern suchen. Ich war die auf der linken Seite, die die Karte hält und auf Luton zeigt.«

»Aha«, kommentiert sie höflich. »Klingt lustig.«

»Und nun arbeitest du also an der Kasse.« Mona zieht einen schönen, sauberen Schlussstrich unter das Ganze.

»Ja, ich habe zwar einige Eisen im Feuer, sozusagen, aber im Moment ist das mein Job.« Ich möchte meinen Arm jetzt unbedingt wieder haben.

Sie drückt ihn noch einmal leicht. »Es ist halt ein schwieriger Beruf, Darling. Gut, wenn man seine Grenzen kennt. Ich rate jungen Frauen immer, die Schauspielerei zu meiden wie die Pest. Tatsache ist nämlich, dass sie mehr Disziplin und Opferbereitschaft erfordert, als die meisten jungen Frauen heutzutage aufzubringen bereit sind. Hast du schon mein Foto gesehen?«

Keep smiling, sage ich mir. Immer schön lächeln, dann kommt sie nie darauf, dass du sie unter die Erde wünschst. »Nein, ich hatte noch keine Gelegenheit, mich umzusehen, wir sind ja gerade erst gekommen.«

»Hier, erlaube mir.« Sie zieht mich zu einem großen Porträt von ihr aus den fünfziger Jahren.

Sie ist unglaublich jung darauf, fast nicht wiederzuerkennen, abgesehen von den charakteristischen mandelförmigen Augen und den berühmten Wangenknochen, denen die Zeit nichts anhaben konnte. Sie steht mit dem Rücken an eine klassische Säule gelehnt, das Gesicht leicht zur Kamera gewandt, halb im Schatten, halb im Licht. Ihre hellen Haare fallen in apart frisierten Locken über ihre Schultern, und sie trägt ein schulterfreies Kleid aus eng anliegenden Schichten von fließendem Seidenchiffon. Die Unterschrift lautet »*Vogue*, 1956«.

»Was meinst du?«, fragt sie und beobachtet mich genau.

»Ich finde es wunderschön«, antworte ich ehrlich.

»Du hast Geschmack.« Sie lächelt.

Ein Pressefotograf erkennt sie und bittet sie, ein Foto machen zu dürfen.

»Tja, das ist wohl mein Schicksal«, lacht sie huldvoll, und ich mache mich schnell davon, während sie posiert.

Ich sehe mich in der Menschenmenge nach meinem Mann um. Endlich entdecke ich ihn, wie er lachend mit einer Gruppe

von Leuten in einer Ecke steht. Er hat zwei Gläser Champagner in den Händen, und als ich auf ihn zugehe, blickt er in meine Richtung.

Ich lächle, worauf er etwas zu den Leuten sagt und mir entgegengeht, ehe ich mich dazugesellen kann.

»Wer sind die?«, frage ich, während er mir ein Glas reicht.

»Niemand Besonderes, nur Leute von einem dieser Theaterclubs. Sie haben mich in dem Stück gesehen.« Er führt mich zurück zu den Fotos. »Wie kommst du mit Mum klar?«

»Oh, gut«, lüge ich. »Ganz prima.« Ich drehe mich um, aber die Leute sind verschwunden, verschluckt von der hin und her wandernden Menge. »Wolltest du mich absichtlich nicht vorstellen?«

Er lacht und tätschelt meinen Hintern, was ich nicht ausstehen kann, zumal er es immer nur in der Öffentlichkeit zu tun scheint. »Aber nein, sei nicht so empfindlich. Offen gestanden fand ich sie ein bisschen, wie soll ich sagen, überschwänglich. Ich will doch nicht, dass sie meine charmante Frau langweilen.«

»Ach, wer mag das wohl sein?« Es kommt schärfer heraus als beabsichtigt.

Er tätschelt wieder meinen Hintern und geht nicht auf die Provokation ein.

Wir bleiben vor dem Bild einer rauchenden Frau stehen, deren Augen von der breiten Krempe ihres Hutes verborgen werden. In einer dunklen, verlassenem Straße steht sie wartend in einem Hauseingang. Die Aufnahme muss kurz nach dem zweiten Weltkrieg gemacht worden sein. Es liegt etwas Beunruhigendes in dem Gegensatz zwischen der in Trümmern liegenden Umgebung und der tadellosen Perfektion ihres maßgeschneiderten Kostüms.

»Also, das nenne ich Stil«, seufzt mein Mann.

Auf einmal ist mir furchtbar heiß, und ich fühle mich überwältigt von dem Gedränge, dem Zigarettenrauch und dem Lärm zu vieler und zu lebhafter Unterhaltungen. Mona winkt uns zu,

aber ich lasse meinen Mann allein hinübergehen und bahne mir einen Weg in einen kleineren, weniger überfüllten Nebenraum. In der Mitte steht eine niedrige Holzbank. Ich setze mich und schließe die Augen.

Es ist dumm, so verkrampft zu sein, sage ich mir. In einer Stunde wird alles vorbei sein, Mona wird ihren glanzvollen Auftritt gehabt haben, und wir können uns beruhigt auf den Heimweg machen. Ich sollte mich entspannen. Den Abend genießen. Ich öffne die Augen und atme tief durch.

An den Wänden hängen lauter Porträtaufnahmen – Picasso, Coco Chanel, Katherine Hepburn, Cary Grant – Reihen um Reihen sorgfältig zurechtgemachter, berühmter Gesichter. Die Augen sind dunkler und durchdringender als normale Augen, die Nasen gerader und edler. Ich lasse mich in eine Art meditativen Zustand gleiten, wie verzaubert von dem Anblick eines solchen Übermaßes an Schönheit.

Dann entdecke ich das Porträt einer Frau, die ich nicht kenne, eine Frau mit glänzenden dunklen Haaren, die durch einen Mittelscheitel geteilt und in dichten Locken um ihr Gesicht gelegt sind. Ihre Züge sind klar und sehr eigen: hohe Wangenknochen, der Mund wie ein Amorbogen geformt, die dunklen Augen strahlend vor Intelligenz. Sie sitzt etwas nach vorn gebeugt, hat eine Wange in die Hand geschmiegt und macht den Eindruck, als würden wir sie gerade beim interessantesten Gespräch ihres Lebens überraschen. Sie hat ein schlichtes, diagonal geschnittenes Etuikleid aus hellen Satinstoff an, der sich schimmernd von dem stumpfen Material des Sitzpolsters abhebt, und ihr einziger Schmuck ist eine einreihige Kette aus ebenmäßigen Perlen. Ihr Gesicht ist nicht das berühmteste im Raum und auch nicht das attraktivste, aber aus irgendeinem Grund zweifellos das faszinierendste. Ich stehe auf und stelle mich davor. Die Bildunterschrift lautete: »Geneviève Dariaux, Paris 1934.«

Leider bleibe ich nicht lange allein. »Da sind Sie ja! Mona hat

uns ausgeschiedt, Sie zu suchen.« Penny kommt am Arm meines wenig entzückten Gatten hereingeschlendert.

Ruhig bleiben, rede ich mir gut zu und trinke einen dringend benötigten Schluck Champagner. »Hallo Penny, ich sehe mir nur die Ausstellung an.«

Sie beugt sich vor und droht mir spielerisch mit dem Finger.

»Sie sind sehr unartig, Louise, wissen Sie das, sehr, sehr unartig!« Dann zwinkert sie meinem Mann zu. »Ich verstehe nicht, wie Sie Ihre Frau Alkohol trinken lassen können. Bei Ihnen ist ja einer schlimmer als der andere!«

Mein Mann und ich wechseln ratlose Blicke. Wovon redet sie?

Penny lehnt sich noch weiter vor und senkt die Stimme zu einem Bühnenflüstern. »Ich muss sagen, Sie sehen toll aus. Und das hier«, fährt sie fort und reibt den Stoff meines Kleides prüfend zwischen Zeigefinger und Daumen, »ist gar nicht so schlecht. Die meisten dieser Kleider wirken ja wie unförmige Zelte, aber dieses finde ich wirklich ganz niedlich. Bei meiner Tochter ist es im Juni so weit, und sie sucht verzweifelt nach etwas wie diesem, in dem sie einfach herumschlurfen kann.«

Ich merke, wie mir das Blut aus dem Gesicht weicht.

Sie strahlt uns beide an. »Sie müssen ja sooo glücklich sein.«

Ich schlucke schwer. »Ich bin nicht schwanger.«

Verwirrt runzelt sie die Stirn. »Wie bitte?«

»Ich bin nicht schwanger«, wiederhole ich lauter.

Mein Mann lacht nervös. »Sie werden die Erste sein, die davon erfährt, das verspreche ich Ihnen.«

»Nein, ich denke, das werde ich sein«, sage ich, worauf er wieder lacht, beinahe schon hysterisch.

Penny glotzt mich immer noch verwundert an. »Aber dieses Kleid... es tut mir Leid, aber es ist so...«

Ich wende mich an meinen Mann. »Schatz?«

Er scheint etwas sehr Faszinierendes auf dem Fußboden entdeckt zu haben. »Hm?«

»Kartoffel.«

Keine Ahnung, was ich von ihm erwartet habe, vielleicht, dass er mich verteidigt oder zumindest einen solidarischen Gesichtsausdruck herzeigt. Aber er starrt einfach nur weiter auf seine Schuhe.

»Okay.«

Ich drehe mich um und gehe. Es ist, als stünde ich neben mir, wäre nicht länger Herrin meines Körpers, aber irgendwie schaffe ich es bis in die Sicherheit der Damentoilette. Zwei junge Frauen frisieren gerade ihr Make-up auf, als ich hereinkomme, also marschiere ich direkt auf eine freie Kabine zu und verriegele die Tür. Ich lehne mich mit dem Rücken an die kühle Metalltür und schließe die Augen. An Demütigung ist noch niemand gestorben, sage ich mir. Sonst wäre ich schon seit Jahren tot.

Endlich verschwinden die beiden. Ich schließe die Tür auf und stelle mich vor den Spiegel. Wie jede normale Frau sehe ich jeden Tag in den Spiegel, beim Zähneputzen, wenn ich mir das Gesicht wasche oder die Haare kämme. Allerdings neige ich dazu, mich nur ausschnittsweise zu betrachten, und vermeide es, die einzelnen Teile zusammenzufügen. Ich weiß nicht genau warum, es kommt mir nur irgendwie sicherer vor.

Doch an diesem Abend zwingt mich, das Gesamtbild wahrzunehmen, und auf einmal stelle ich fest, wie die Stückchen und Teile sich zu einer Person zusammensetzen, die mir nicht vertraut ist und die ich nie sein wollte.

Meine Haare brauchen einen neuen Schnitt, und ich sollte sie unbedingt färben, um die vorzeitig grau gewordenen Strähnen loszuwerden. Sehr fein und aschblond liegen sie kraftlos um meinen Kopf und werden von einer falschen Schildpattspange streng zur Seite gehalten. Mein von Natur aus blasses Gesicht ist unnatürlich weiß. Nicht elfenbein- oder alabasterfarben, sondern eher vollkommen farblos wie bei einem Tiefseegeschöpf, das noch nie der Sonne begegnet ist. Vor diesem Hintergrund wirkt der knall-

rote Lippenstift, den ich in dem Versuch aufgetragen habe, mondan auszusehen, einfach nur grell und macht meinen Mund zu groß, eine klaffende Wunde im unteren Drittel meines Gesichts. Die Wärme der Menschenmenge hat mich zum Schwitzen gebracht, sodass Nase und Wangen glänzen und gerötet sind, aber ich habe keinen Puder dabei.

Mein Lieblingskleid hat trotz der Reinigung jegliche Form verloren und, wo wir nun schon mal ehrlich sind, selbst der ursprüngliche, sackartige Schnitt war vielleicht vor fünf Jahren einmal Mode, ist jetzt aber eindeutig passé. Ich weiß noch, wie sexy und selbstbewusst ich mich darin fühlte, als es die Konturen meines Körpers weich umfloss und eine nymphenartige Sinnlichkeit andeutete. Doch jetzt, da ich zehn Pfund mehr wiege, ist die Wirkung nicht mehr dieselbe. Zu allem Überflus lassen die flachen, praktischen Spangenschuhe mit Klettverschluss meine Knöchel aussehen wie zwei kräftige Baumstämme. Es sind abgestoßene Treter für jeden Tag, mindestens zwei Jahre alt und viel zu ausgelatscht, um noch außerhalb der Wohnung getragen zu werden.

Gezwungenermaßen muss ich eingestehen, dass mein ganzes Erscheinungsbild tatsächlich »schwanger« schreit. Oder genauer gesagt: »Besser geht's nicht unter diesen anderen Umständen.«

Entsetzt starre ich mein Spiegelbild an. Nein, das bin ich nicht wirklich, das ist alles nur ein schrecklicher Irrtum, ein Bermudadreieck aus Frisurenkatastrophe plus Kleiderkatastrophe plus Hässliche-Hippieschuhe-Katastrophe. Ich muss mich beruhigen und wieder zu mir selbst finden.

Ich probiere etwas aus.

»Hallo, ich heiße Louise Canova. Ich bin zweiunddreißig Jahre alt und *nicht* schwanger.«

In der leeren Toilette hallt meine Stimme wider.

Es funktioniert nicht. Mein Herz rast, und ich gerate in Panik. Also mache ich die Augen zu und befehle mir, mich zu konzen-

trieren und positive Gedanken herbeizurufen, doch stattdessen überschwemmen tausend schimmernde Gesichter in Schwarzweiß meinen Kopf. Es ist, als gehörte ich noch nicht einmal derselben Spezies an.

Plötzlich geht die Tür hinter mir auf, und Mona kommt herein.

Dreifach verfluchte Kartoffel.

Sie lehnt sich divenhaft gegen das Waschbecken. »Louise, ich habe gerade gehört, was passiert ist. Sie hat es bestimmt nicht so gemeint, und außerdem ist sie blind wie eine Fledermaus.«

Warum muss er ihr immer gleich alles petzen? »Danke Mona, nett von dir.«

»Aber wenn du möchtest« – sie stellt sich hinter mich und streicht meine Haare mit zwei sorgfältig manikürten Fingern aus meinem Gesicht –, »kann ich dir meinen Frisör empfehlen, er hat ausgesprochen *akzeptable* Preise.«

Mein Mann wartet auf mich, als ich herauskomme. Er reicht mir meinen Mantel, und dann verlassen wir schweigend die Party und finden uns an derselben Stelle am Trafalgar Square wieder wie vor noch nicht einmal einer halben Stunde. Während er sich nach einem Taxi umsieht, holt er ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und zündet sich eine an.

»Was machst du da?«, frage ich.

»Rauchen«, sagt er. Mein Mann raucht nicht.

Ich sage nichts weiter.

Das gelbe Licht eines Taxis kommt aus der Ferne auf uns zugeauscht, und ich winke wie wild. Es ist inzwischen sehr neblig geworden. Das Taxi hält, und wir steigen ein. Mein Mann lässt sich schwer gegen den Rücksitz fallen und beugt sich dann wieder vor, um das Fenster herunterzukurbeln.

Auf einmal will ich ihn zum Lachen bringen, will ihn in die Arme nehmen oder vielmehr von ihm in die Arme genommen werden. Was zählt es schon, wie ich aussehe oder was andere von

mir denken. Er liebt mich noch immer. Ich strecke meine Hand aus und lege sie auf die seine.

»Liebling? Findest du... findest du wirklich, dass ich okay aussehe?«

Er nimmt meine Hand und drückt sie. »Hör zu, Schäfchen, du siehst ganz prima aus. So, wie du immer aussiehst. Hör nicht auf sie. Sie ist wahrscheinlich bloß neidisch, weil du jung und verheiratet bist.«

»Ja«, stimme ich mit hohl klingender Stimme zu, obwohl das jetzt nicht gerade die Flut von Komplimenten war, auf die ich gehofft hatte.

Er drückt wieder meine Hand und küsst mich auf die Stirn. »Außerdem weißt du doch, dass ich mir aus diesem ganzen Blödsinn nichts mache.«

Das Taxi rast durch die Dunkelheit, und als ich dort sitze und mir der kalte Wind ins Gesicht bläst, kommt mir ein überraschender Gedanke.

Aber ich. Ich mache mir was draus.